

## Recensionen und Referate.

**Des Aristoteles Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens.** Von C. F. Hermann, Dr. phil. u. Lic. theol. u. Docent an der Universität Basel. Leipzig, Fues' Verlag. 1887. gr. 8°. S. XVIII, 194. *M* 4.

Freiheit oder Determinismus ist eine der Fragen, um welche heute der Kampf der Geister wogt. Seit Kant daran verzweifelte, für die Welt der Erscheinung die Freiheit zu retten und darum mit der „intelligiblen Freiheit“ in das Reich des „Dinges an sich“ flüchtete, wo der Begriff zwar nicht leicht angreifbar, aber auch völlig werth- und nutzlos ist, wollen die Schriften für und wider die Freiheit kein Ende nehmen. Wenn jeder neue Schriftsteller nur etwas zur Klarheit beigetragen hätte, dann müsste die Sache längst endgültig entschieden sein. Davon sind wir aber noch weit, ja, wie es scheint, weiter denn je entfernt. Nicht die Klarheit wächst, sondern die Verwirrung. Der Grund liegt darin, dass nur Wenige sich die Mühe nehmen, den Fragepunkt genau in's Auge zu fassen und den Gegner zu verstehen. „Man führt, wie H. sehr richtig bemerkt, vielfach seine Streiche in's Blaue hinein; bekämpft Meinungen, die Niemand behauptet hat; vertheidigt kräftig, was Niemand zu bestreiten eingefallen war.“ Freiheit wird für gleichbedeutend mit vernunftloser Willkür genommen und dieses Phantasiegebilde dann mit hochwissenschaftlichem Ernst bekämpft.

Es war unter diesen Umständen ein echt philosophisches Unternehmen, die wissenschaftliche Lehre von der Willensfreiheit bis auf ihre Wurzeln zurückzuverfolgen und so die Entwicklung des Begriffes geschichtlich darzustellen. Die christliche Philosophie hat aber weitergebaut auf der Grundlage, welche die Griechen gelegt hatten. Darum ist vor Allem ein richtiges Verständniss der Lehre des Aristoteles zu erstreben. Das ist aber in Bezug auf die vorliegende Frage nicht so leicht; denn Aristoteles hat den Gegenstand nirgendwo allseitig im Zusammenhange behandelt. Es war daher keine geringe Arbeit, der sich

Dr. H. unterzog, die einzelnen Aussprüche zu sammeln und zu einem Ganzen zu vereinigen, zumal Aristoteles die einschlägigen Schwierigkeiten oft unter ganz anderer Rücksicht bespricht. Dr. H. verdient unsern vollsten Dank, falls es ihm gelungen, ein richtiges und anschauliches Bild von der Lehre des Stagiriten zu geben. Dass der schwierige Versuch aber wirklich glücklich ausgeführt ist, glaubt Referent versichern zu können. Man halte sich nur den Zweck der Schrift gegenwärtig. Es handelt sich lediglich darum, was Aristoteles gelehrt hat, nicht ob diese Lehre richtig oder falsch, genügend oder ergänzungsbedürftig sei. Dass das Letztere der Fall sei, gibt Dr. H. unbedenklich zu.

Aristoteles schliesst sich eng an Sokrates und Plato an, theils zustimmend, theils abweisend. Demgemäss behandelt H. im 1. Cap. „die Vorgänger“. Sokrates hatte den Satz aufgestellt: „Die Tugend ist freiwillig, das Laster unfreiwillig“; denn der Mensch wird von Natur zu dem getrieben, was gut, d. h. ihm zuträglich ist. Jede Wahl ist also bestimmt durch die Vorstellung des Guten. Auch im Laster sucht der Mensch das Gute, täuscht sich aber, insofern er die trügerischen Lüste für ein wahres Gut nimmt. Der Unwissende kann das Gute nicht thun, weil er es nicht kennt. Da aber nur das wahrhaft Gute dem Streben der Natur entspricht, so ist lediglich das mit Vernunft Gewählte freiwillig (*ἐκούσιον*), das von den Lüsten Aufgenöthigte unfreiwillig (*ἄκον*). Aus diesen Sätzen ergibt sich, dass Sokrates als unerlässliche Bedingung für die Freiheit die vernünftige Ueberlegung fordert. Mit Recht; denn was ohne Betheiligung der Vernunft geschieht, kann nicht frei sein. Allein dass Sokrates bei dieser Einen Bedingung stehen blieb, war ein Fehler. Seine Lehre bedurfte einer Ergänzung, welche ihr zuerst durch Plato, dann durch Aristoteles zutheil ward.

Dass der Wille frei sei, beweist Aristoteles nicht, da ihm dieses als ausgemacht feststand; er will nur den Begriff der Freiheit entwickeln. Anknüpfend an die Lehre des Sokrates gibt er zu, dass nur der Vernunftwille frei, das sinnliche Begehren unfrei sei, leugnet aber, dass die blossе Uebereinstimmung mit dem Grundstreben der Natur die Freiheit ausmacht. Er sieht vielmehr die Freiheit darin, dass der Wille von seinen Gegenständen nicht mit Nothwendigkeit bestimmt wird, sondern seine Bestimmtheit von Innen heraus empfängt. Nachdem so der Fragepunkt im 2. Cap. auseinandergesetzt ist, wird im 3. 4. 5. Cap. der Begriff des Vernunftwillens erläutert, im 6. Cap. die Selbständigkeit desselben nachgewiesen, im 7. Cap. die Grenzen der Wahlfreiheit bestimmt, im 8. Cap. die Bestimmung des Willens durch die Vernunft besprochen, im 9. Cap. das Verhältniss des Vernunftwillens zu den Gegenständen des Wollens untersucht, im 10. Cap. die Einwürfe gegen die Willensfreiheit zurückgewiesen, im 11. Cap. die letzten metaphysischen Gründe der Willensfreiheit klargelegt, im 12. Cap. die Herrschaft der Vernunft über

die Sinnlichkeit begründet, im 13. Cap. ein Vergleich zwischen der Lehre des Aristoteles und dem heutigen Determinismus angestellt.

Nach Aristoteles ist die Seele ihrem Wesen nach unbeweglich, jede ihrer drei Kräfte aber hat eine eigene Thätigkeit, und zwar ist die Thätigkeit der höchsten Seelenkraft (des *νοῦς*) doppelter Art: Denken und Streben. Das aus dem Denken entstehende Streben ist Wollen (*βούλησις*). Da nun Denken und Wollen sowie die entsprechenden Vermögen zwar begrifflich verschieden, aber nicht zwei getrennte Wesen sind, so kann man sagen, der Vernunftwille sei vernünftiges Streben oder strebende Vernunft (Vgl. die Sum. d. hl. Thomas 1, 2 q. 13 a. 1.). Weiterhin aber ist das vernünftige Streben auch Gegenstand des eigenen Denkens und Wollens. Daher hat der selbstbewusste Mensch auch seinen Willen in der Gewalt, er hat das Vermögen der Selbstbestimmung. Diese Selbständigkeit dem eigenen Vernunftwillen gegenüber ist die Grundlage der Willensfreiheit. Da nun überdies der Mensch nicht gezwungen ist, für gut zu halten, was seiner sinnlichen Natur angenehm ist, sondern im Stande ist, über das, was sittlich gut oder böse ist, richtige Urtheile zu fällen, so ist eine weitere Bedingung der Freiheit gegeben, nämlich die Fähigkeit, den niedern Neigungen zum Trotz das sittlich Gute zu wählen. Doch nicht schlechthin Alles ist Gegenstand der Wahl; Eins muss der Mensch unter allen Umständen wollen: glücklich sein; das Streben nach Unglückseligkeit ist ausgeschlossen. In dieser Beziehung ist der Wille von Natur gebunden, nicht durch eine äussere Gewalt, sondern durch sein Wesen, das nothwendig auf einen bestimmten Zweck hingebunden ist. Weil dieses Streben also gewissermassen die innerste Natur des Willens selbst ist, so ist es durchaus willentlich (*ἐκούσιον*, voluntarium), aber nicht freiwillig (*προαιρετόν*, liberum). Ausser diesem Streben sind aber alle vom Willen ausgehenden Thätigkeiten frei, weil es „in des Menschen Gewalt steht, sie zu thun oder nicht zu thun.“

Das Merkmal einer freien Handlung ist die Vorsätzlichkeit oder die Wahl, weshalb Aristoteles die Willensfreiheit stets mit dem Worte *προαιρεσις* bezeichnet. Wählen aber, insofern es überlegende Auswahl bedeutet, ist Sache der praktischen Vernunft (*διάνοια*). Daher „ist Willensfreiheit Handeln aus Vernunft“, zunächst in dem negativen Sinne, dass kein Handeln frei sein kann, bei welchem die Vernunft nicht theilhaftig ist; dann positiv, weil die Vernunft die nächste Wurzel der Freiheit ist. Somit hat Aristoteles ganz Recht zu sagen, die Freiheit fange genau da an, wo das vernünftige Denken anfangt, und höre auf, wo das Denken aufhöre. Ja der Satz: „Willensfreiheit ist Handeln aus vernünftigem Ueberlegen“, kann als Definition der Freiheit gelten, freilich nicht als „definitio formalis“, sondern als „definitio causalis“. Daraus zieht Aristoteles den Schluss, dass „wir nur wählen, was wir mit Gewissheit als gut erkennen“, oder wie der hl. Thomas den Sinn des Philosophen

wiedergibt: „Electio est cum quadam certitudine. Illa enim eligimus, quae maxime scimus esse bona. Sed opinio est sine certitudine“ (In Eth. Lib. III. lect. 6.). Dem blossen Meinen oder Vermuthen entspricht höchstens ein Wünschen, Wahl dagegen setzt Wissen oder Ueberzeugung von der Erreichbarkeit des Gegenstandes voraus. Aristoteles betont dieses so sehr, um hervorzuheben, dass die Wahlfreiheit kein grundloses Wollen sei.

Wie kommt nun die Wahl zustande? Dadurch, dass die Vernunft, anstatt wie das thierische Erkennen jedesmal von einer einzelnen Vorstellung ganz befangen zu sein, mehrere Vorstellungen miteinander vergleicht und dann erkennt, welche dem Begriff des Guten am nächsten kommt. Das so durch Ueberlegung Erkannte umfasst der Wille. Mithin wird der Mensch nicht durch äussere Eindrücke fortgerissen, sondern bestimmt sein Handeln selbst durch innere Ueberlegung, und so ist die freie Wahl „das aus Ueberlegung hervorgehende Begehren nach solchen Dingen, die in unserer Gewalt liegen.“ (Eth. 3, 5.). Ueber diese Begriffsbestimmung geht Aristoteles selbst nicht hinaus. Ob er auf die noch erübrigenden Schwierigkeiten und Zweifel nicht aufmerksam wurde oder aber schwieg, weil er seinen Weg zu weiteren Erörterungen nicht sah, ist schwer zu sagen.

Dr. H. glaubt den Gedanken des Stagiriten auf folgende Weise weiterführen zu können: Nachdem die Vernunft das am meisten Zuträgliche herausgefunden, bestimmt sie den Willen dieses zu umfassen, ohne dass es dem Willen jetzt noch möglich wäre, etwas Anderes anzustreben. „Das Determinirende und das einzig Determinirende sowohl für die Dinge als für den Willen ist die Vernunft, und sie determinirt mit der Nothwendigkeit, welche aller Vernunft zukommt.“ (S. 97). Da aber der Wille kein von der Vernunft getrenntes Wesen, sondern eine blosser Art von Vernunftthätigkeit ist, so bleibt es doch wahr, dass der Mensch in der freien Wahl sich selbst bestimmt.

Ob diese Ausführung dem Gedanken des Aristoteles entspricht, darf bezweifelt werden, obschon Andere etwas Aehnliches aus ihm herausgelesen haben. Ref. gesteht, nie etwas in den Schriften des Philosophen gefunden zu haben, was eine solche Deutung rechtfertigt. Der hl. Thomas gibt jedenfalls eine andere Erklärung. Wenn aber Aristoteles die Freiheit wirklich so gedeutet hätte, dann müsste dieser Theil seiner Lehre als durchaus falsch verworfen werden. Wenn der Wille frei sein soll, dann muss er sich selbst bestimmen können, und darf weder von der Vernunft noch von irgend etwas Anderm genöthigt werden. Oder wie der hl. Augustin sagt: Wenn zwei Menschen sich genau in denselben äussern Umständen und innern Zuständen befinden, so kann der Eine dies thun, der Andere das Gegentheil, aus keinem andern Grunde, als weil Jeder die Freiheit hat zu thun, was er will. (De civ. Dei Lib. XII. c. 6.) Das

liberum arbitrium ist keine Thätigkeit der Vernunft, sondern eine Fähigkeit des Willens. „Liberum arbitrium est appetitiva potentia.“ (S. Thom. S. 1, qu. 83. a. 3.). Das Causalitätsprincip wird durch die Freiheit nicht verletzt; denn dasselbe lautet nicht: „Nihil sine ratione necessitante“, sondern: „Nihil sine ratione sufficiente.“

Auch darin scheint Aristoteles der Freiheit nicht vollständig gerecht zu werden, dass er den bösen Gewohnheiten eine allzu grosse Gewalt zugesteht, indem er meint, dass die aus denselben hervorgehenden Handlungen in sich unfrei und nur deshalb frei seien, weil der Mensch durch eigene Schuld seinen Charakter verdorben habe. Zudem könnte nach Aristoteles die erste böse That doch nur ein Mangel in der Erkenntniss, eine Verderbtheit der Vernunft sein. Ist an dieser Verderbtheit der Wille unschuldig, so kann von sittlich Bösem nicht die Rede sein; ist er schuldig, so ist der Wille nicht nothwendig durch ein vorhergehendes richtiges Urtheil bestimmt. „Die ausserordentliche Schwierigkeit des Problems, das vollendete Böse zu erklären, scheint auch einen Aristoteles und sein System in's Schwanken zu bringen“, sagt H. (S. 158). Es wird also zugestanden, dass die Lehre des Aristoteles einer Weiterbildung, bezw. Berichtigung bedürftig ist. Dr. H. würde sich ein Verdienst erwerben, wenn er mit ebensolchem Fleiss und dem gleichen Verständniss diese Weiterbildung, wie sie durch die Kirchenväter und die spätern christlichen Theologen und Philosophen stattfand, uns darstellen wollte. Unterdessen aber wollen wir uns freuen, dass er uns eine so schwierige und wichtige Lehre des Aristoteles in echt Aristotelischem Geist und in echt Aristotelischer Weise klargelegt hat.

Ditton Hall (England).

Chr. Pesch S. J.

## Der Bau des Menschen als Zeugniss für seine Vergangenheit. Von R. Wiedersheim. Freiburg, Mohr 1887. 114 S.

M. 2,40.

Mannigfach sind die Beweise, welche die Descendenzlehre für die thierische Abstammung des Menschen vorzubringen weiss. Die Embryologie, der geologische und der systematische Fortschritt von niedrigerer zu höherer Organisation durch die ganze Thierwelt hindurch, die Uebereinstimmung des Bauplans des menschlichen Organismus mit dem aller höheren Thiere, insbesondere der Säugethiere, verschiedene Missbildungen, wie Schwanzanhänge, Mikrokephalie, die Thierähnlichkeit fossiler Skelette und noch lebender Menschenrassen u. s. w. Aber kaum ein Umstand ist zu demselben Zwecke so viel verbraucht, wie das Auftreten rudi-

mentärer Organe am menschlichen Körper, welche bei Thieren noch functionsfähig sind. Neuestens hat R. Wiedersheim, Professor an der Universität Freiburg, dieses Thema eingehend und systematisch behandelt. Er weist nicht bloss progressive Veränderungen im Sinne einer Vervollkommnung beim Uebergange von Thier zu Mensch nach (Herausbildung eines eigenen, langen Daumen- und Grosszehenbeugers, feinere Ausbildung der Gesichtsmuskeln, höhere Entwicklungsstufe des Gehirns u. s. w.), sondern noch weit mehr regressive Veränderungen, sei es, dass die zurückgebildeten Organe noch functionsfähig sind (Intestinum coecum, 11. und 12. Rippe, dens caninus u. s. w.), oder ihre Functionen verloren haben (Os coccygis, cauda humana, Kiemen, processus frontalis der squama ossis temporis, glandula pinealis, processus vermiformis, Schallsäcke des Kehlkopfs, männliche Zitzen, Lanugo, hypertrichosis und sehr viele andere, zusammen 78), oder ihre Functionen verändert haben (Nebennieren, glandula thyreoidea, Steissdrüse u. s. w.), oder endlich mit einer Wanderung des Organs verbunden waren (wandernde Thränendrüsen, descensus testiculi, Lage der Ohrmuscheln u. s. w.).

Wie ergibt sich nun aus diesem Verhalten des menschlichen Körpers zu dem thierischen Organismus die thierische Abstammung des ersteren? Der Beweis scheint den Darwinisten angesichts so grosser Uebereinstimmungen fast überflüssig. Auch W. gibt sich nicht grosse Mühe, einen solchen zu führen. Man könnte ihn am ehesten in den „Allgemeinen Betrachtungen“ finden, womit er seine Schrift abschliesst. Er sagt: „Der Körper des Menschen unterlag im Lauf seiner Stammesgeschichte einer Reihe von Veränderungen, welche zum Theil auch in seiner Ontogenese noch zum Ausdruck kommen. Ja, Alles weist darauf hin, dass dieselben auch heute noch fort dauern, dass also der Mensch der Zukunft ein anderer sein wird, als der jetzige. Dabei ist aber nicht zu vergessen, dass mit einer Constatirung von blossen Aehnlichkeiten nichts erreicht ist, sondern dass das letzte, allein befriedigende Ziel in dem sichern Nachweis des genealogischen Zusammenhanges, d. h. des Weges, den die Vererbung genommen hat, liegen muss. Klein und unscheinbar in ihrem ersten Auftreten, prägen sich die Veränderungen von Generation zu Generation stärker aus und fixiren sich nach den Gesetzen der Vererbung und Selection in immer bestimmter Weise. So mannigfach und so verschieden gerichtet nun auch jene Veränderungen sind: ein Grundzug ist für sie alle gemeinsam, und das ist das Bestreben, alles Unnöthige, so weit nur immer möglich, abzustreifen, um so für weitere Ausbildung Platz zu schaffen . . .

„Was gibt nun aber den eigentlichen Anstoss, was ist die letzte Ursache der verschiedenen Veränderungen? Diese Frage lässt sich nicht so ohne Weiteres beantworten, da hierfür sehr mannigfache Umstände bestimmend sind. Das Nächstliegende ist, dabei an äussere Einflüsse

der mannigfaltigsten Art zu denken, welche auf die einzelnen Organe und Organsysteme einwirkten und so entweder nach der positiven oder negativen Seite hin zu neuen Erwerbungen oder allmählichen Verlusten führten. Diese aber mussten dadurch eingeleitet werden, dass zunächst kleine Variationen, d. h. Schwankungen auftraten, und war so irgendwo einmal Bresche geschossen, so musste für den wankenden und allmählich verloren gehenden Punkt von irgend einer Seite her Ersatz requirirt werden. Mit andern Worten: Von dem Augenblick an, wo sich in irgend einem Körpertheile eine Umbildung vollzog, musste sich in einem andern eine correlative Aenderung anbahnen und das übertrug sich dann weiter von Organsystem zu Organsystem . . . .“

Bei der Prüfung dieses Beweises haben wir ein Zweifaches zu untersuchen: Erstens ob die angeführten thatsächlichen Verhältnisse wirklich bestehen, und zweitens was aus denselben für die Abstammung folgt. Unsere Erörterung würde aus dem Rahmen philosophischer Betrachtung heraustreten, wollte sie die geltend gemachten anatomischen und physiologischen Verhältnisse einer Kritik unterwerfen; man könnte auch leicht unsere fachmännische Kenntniss beanstanden. Es bietet sich uns aber ein einfacheres Kriterium der Beurtheilung dar. R. Virchow, eine der ersten Auctoritäten auf diesem Gebiete, erklärte auf der Wiesbadener Naturforscherversammlung, dass höchstens eine Thierähnlichkeit am menschlichen Skelett in Betracht kommen könne: der processus frontalis der squama ossis temporis. Wiedersheim zählt dagegen 123 auf. Da sich hier zum Mindesten die Auctoritäten, die einander gegenüberstehen, die Wagschaale halten, so ist der ganze stolze Bau Wiedersheim's hinfällig. Aber wenn selbst die 123 Thierähnlichkeiten alle zugegeben würden, wenn sogar Stück für Stück am menschlichen Organismus bei dem Thiere sich nachweisen liesse oder jeder Unterschied durch Rudimente in Identität sich auflösen liesse: was folgte daraus für die Abstammung des Menschen aus dem Thierreiche? Nicht das Mindeste. Denn zwischen dem Antecedens und Consequens dieses Schlusses besteht nicht der loseste Zusammenhang. Virchow meint, es sei die gleiche Entstehung wahrscheinlich, wenn die Organisation die gleiche sei. Die Richtigkeit dieses Satzes auch zugegeben, so ist damit immer noch kein genealogischer Zusammenhang hergestellt. Es könnte ja von einer und derselben Intelligenz Mensch und Thier nach einem einheitlichen Bauplan geschaffen oder sonstwie ins Dasein gesetzt worden sein. W. gibt zu, dass die Constatirung der Aehnlichkeiten zwischen Mensch und Thier nicht ausreiche, es müsse auch der Weg gezeigt werden, den die Vererbung genommen habe. Wenn er aber meint, dies sei gleichbedeutend mit dem Nachweise des genealogischen Zusammenhangs, so muss dies wieder als unlogisch bezeichnet werden. Wenn man auch eine ununterbrochene allmählich fortschreitende Reihenfolge in der Höhe der Organi-

sation des ganzen Thierreichs bis zum Menschen nachweisen könnte, so wäre es immer ein logischer Sprung, diese Stufenleiter in der idealen Vollkommenheit als eine reale Emporentwicklung zu deuten. Es könnte ja eine ordnende Intelligenz mit der Einheit des Organisationsplanes eine stetige Zunahme der Vollkommenheit verbunden haben. Wir haben jene allmählichen Abstufungen auch bei Wesen, die in keiner Weise genealogisch verbunden sind: die geistige Begabung der Menschen stellt eine solche Reihe dar; viele Kunstproducte, zum Theil auch Naturobjecte wie Mineralien, chemische Verbindungen, selbst die einfachen Elemente können in eine stetig fortschreitende Reihe gebracht werden.

Man wende nicht ein, dass diese Gegenstände ihrer ganzen Natur nach einen genealogischen Zusammenhang ausschliessen, was bei den Organismen mit Fortpflanzungsfähigkeit nicht der Fall sei. Denn gerade die Fortpflanzung der Organismen, wie sie thatsächlich bekannt ist, schliesst eine Weiterentwicklung zu einer neuen Species aus. Und R. Virchow hat sehr Recht, wenn er bemerkt, die Darwinistischen Heraldiker würden durch Züchtung eines einzigen Schimmelpilzes aus einem Spaltpilz mehr bewiesen haben, als durch Aufstellung noch so vieler Stammbäume. Eben weil man so viele sich widersprechende Stammbäume aufstellt, ist ein genealogischer Zusammenhang zwischen den niedrigsten und höchsten Organismen nicht herzustellen.

Von der entscheidendsten Wichtigkeit ist die auch von Wiedersheim aufgeworfene Frage nach der letzten Ursache der verschiedenen Veränderungen am thierischen Organismus. Die Lösung derselben im Sinne Wiedersheim's ist durchaus verfehlt. Aeussere Einflüsse sollen eine kleine Abänderung herbeigeführt, und die locale Abänderung soll dann den ganzen Organismus ergriffen haben. Wenn nicht eine innere nach Entwicklung strebende Ursache zugegeben wird, sondern die ganze Evolution nur das Werk des Zufalls sein soll, so ist der Darwinismus eine so oberflächliche Hypothese, dass sie der Discussion gar nicht werth ist. Denn es ist die simultane Entstehung der organischen Welt durch Ungefähr eine auf der Hand liegende Ungereimtheit: die successive ist aber wo möglich noch ungereimter. Was insbesondere die Veränderung des ganzen Organismus in Folge einer kleinen partialen Abänderung anlangt, so weist selbst einer der begeistertsten Anhänger Darwins, H. Spencer, in einer Abhandlung: „Die Factoren der organischen Entwicklung“<sup>1)</sup> eingehend nach, dass bei der Umbildung eines Theils des Organismus nicht einmal die benachbarten Theile, geschweige denn entferntere, mit dem betreffenden in gar keinem näheren Zusammenhange stehenden afficirt werden.

1) Kosmos 1886 I B. H. 4 f.



Aber nicht bloss unlogisch und willkürlich ist die Ableitung des Menschen vom Thiere, sondern auch in einzelnen, selbst rein körperlichen Verhältnissen unmöglich. Ich will nur auf das Eine oder Andere aufmerksam machen. Es zeigen sich bisweilen bei Frauen überzählige Brüste. Das soll nach W. ein Rückschlag sein; denn diese Erscheinung ist normal bei Schweinen und andern Thieren. Es hat also der Mensch dieses niedere Thierstadium durchgemacht, und überhaupt haben die Säugethiere die Zitzen erst nach und nach durch Umbildung der Talgdrüsen in Milchdrüsen erlangt. Die Umbildung ist durch Reizung der betreffenden Stellen durch die Jungen erfolgt.

Aber die überzähligen Brüste zeigen sich auch an Stellen, wo kein Thier seine Zitzen trägt: in der Schultergegend, nach den Hüften zu, in der Mitte zwischen den seitlichen Brüsten. Haben etwa die Schweine oder die Beutelthiere, deren Organisation nach W. der Mensch nun einmal durchgemacht haben muss, früher so unregelmässig gestellte Säugorgane gehabt? Wenn es durch Reizung möglich ist, aus Talgdrüsen Milchdrüsen zu erzeugen, so versuche man es einmal. Es ist aber auch die Stellung der Brüste und männlichen Zitzen eine so architektonisch abgemessene, dass es wie Hohn klingt, dieselben durch zufälliges Zupfen der Jungen an beliebigen Stellen entstanden zu denken. Ihre horizontale Entfernung von einander sowohl, wie ihr verticaler Abstand in der Medianebene vom Kinnrand, beträgt nach den Messungen von Shadow und Rietschel beim proportionirt gebauten Manne  $3 \times 3$  Zoll. Nun sind aber die Maasse von Rumpf und Gliedern meistens ein Vielfaches von  $3 \times 3$  Zoll, nämlich: die senkrechte Höhe des ganzen Kopfes = der Entfernung vom Kinnrande bis zu der die Warzen verbindenden Horizontalen = der Entfernung dieser Horizontalen vom Nabel = der Entfernung des Nabels vom untersten Rumpfe = der grössten Dicke des Brustkorbes = der grössten Fingerspreize u. s. w. Eine solche Proportionalität soll durch zufälliges Anzupfen entstanden sein? —

Ferner wird von W. behauptet, das abnorme Auftreten von vollen Milchdrüsen bei Männern beweise für eine frühere Ausstattung des männlichen Geschlechts mit Säugorganen, welche nun verkümmert seien. Aber bei welcher Thiergattung findet man denn, dass die Männchen die Jungen säugen? Wenn jede Missgeburt auf ein früheres Stadium des Menschen hinwiese, dann mussten auch einmal Thiere oder Menschen mit zwei Köpfen oder Oberkörpern u. dergl. existirt haben. Denn diese Missbildungen kommen ebenso vor, wie überzählige Brüste bei Frauen und Milchdrüsen bei Männern. Die männlichen Brüste sind ebenso eine abnorme Entwicklung als der Hermaphroditismus. Glaubt nun W. wohl, dass die Menschen einst beiderlei Geschlechtsmerkmale an sich getragen? Nicht die Menschen, wird er erwidern, sondern ihre thierischen Vorfahren. Aber der Hermaphroditismus kommt nur bei sehr tief stehenden Thieren,

z. B. Schnecken, vor. Nach der Entwicklungslehre müsste er also vor den Schnecken sich allmählich entwickelt, und nach denselben müsste er allmählich verschwunden sein. Davon ist keine Spur zu gewahren, sondern unvermittelt tritt er auf und bleibt stehen bei den Wesen, denen er besonders vortheilhaft ist: Thiere von so langsamer Bewegung kommen dadurch sicherer zur Fortpflanzung, dass sie doppeltgeschlechtlich sind; denn so ist bei jedem Zusammentreffen zweier Individuen die Möglichkeit der Begattung gegeben. Diese Verhältnisse können also nicht durch Auslese bei allmählicher Entwicklung, sondern nur durch eine zwecksetzende Ursache erklärt werden. Für den „descensus testicularum“ kann W. von seinem Darwinistischen Standpunkte aus „um so schwerer irgend eine befriedigende Erklärung geben, als man nicht abzusehen vermag, warum jene wichtigen Organe ihren vor schädlichen Einflüssen wohl gesicherten *Locus nascendi* mit einer so exponirten Lage vertauschen.“

In der That müsste hier angenommen werden, dass nicht das Nützliche, sondern das Schädliche im Kampf ums Dasein gesiegt und Bestand gewonnen habe. Aber wenn selbst der descensus die grössten Vortheile böte, so gehört in der That eine starke Phantasie dazu, anzunehmen, rein zufälliges Variiren habe nach und nach eine so weite Wanderung jener Organe bewirken und dauernd machen können. Jedermann sieht, dass lediglich wieder architektonische Motive der Grund jener so auffallenden Erscheinung sind. Dasselbe ist von der Entwicklung der äusseren weiblichen Geschlechtsorganisation zu sagen, deren hie und da vorkommende abnorme Aehnlichkeit mit den Primaten einen Rückschlag in die Affennatur bedeuten soll. Der rein ideelle, auf die Vorstellung des andern Geschlechts berechnete Charakter dieser Entwicklung tritt zu deutlich hervor, als dass man eigens die Möglichkeit einer Züchtung durch Auswahl des Nützlicheren zu widerlegen brauchte. Eine geschlechtliche Auswahl dabei anzunehmen, verbietet das Schamgefühl, welches, wie wir an einem andern Orte<sup>1)</sup> gezeigt haben, nicht gezüchtet, sondern nur angeboren sein kann. Stellt man sich aber gar auf den Darwinistischen Standpunkt der ursprünglichen Gemeinschaftsehe oder der Polyandrie, so ist ja bekannt, dass eine polyandrische Bevorzugung eines Weibes der Vermehrung und Kräftigung der Nachkommen nicht förderlich, nur hinderlich ist; sie kann also nicht zur Züchtung eines Geschlechtsmerkmals durch sexuelle Auslese führen. Bei der geringen Ausbreitung des Menschengeschlechtes in jenen vorhistorischen Zeiten fehlt ja auch die Concurrenz, die zu einer Auslese nöthig ist. Ganz rathlos steht die Entwicklungslehre dem jungfräulichen Hymen gegenüber; weder durch natürliche noch durch geschlechtliche Zuchtwahl lässt sich die Existenz und Fortdauer dieses Organs erklären, während der teleologischen Auf-

1) Zeitschr. für Philos. u. philos. Kritik. Bd. 90.

fassung die Bedeutung desselben unmittelbar in die Augen springt: bei sittlichen Wesen hat die Jungfräulichkeit und die bestimmte Vaterschaft eine solche Bedeutung, dass deren Constatirbarkeit eigene körperliche Merkmale dienen. Mit allen Darwinisten legt W. ein grosses Gewicht auf die abnorme Behaarung mancher Individuen und auf das normale Haarkleid des menschlichen Embryo. Dass aber zwischen diesen Thatsachen und einer Abstammung des Menschen von behaarten Vorfahren auch nicht der mindeste nothwendige Zusammenhang besteht, liegt auf der Hand; im Gegentheil sind die Thatsachen derart, dass sie dieselben ausschliessen. Wenn nämlich das Wollkleid des Embryo die Behaarung der menschlichen Vorfahren beweisen soll, dann müssen diejenigen Körperstellen des Fötus behaart sein, welche auch bei den Thieren Haare tragen, und diejenigen nackt, welche auch bei Thieren unbehaart sind. Nun ist aber der menschliche Embryo viel ausgedehnter behaart, als irgend ein Thier. Nach W. ist „im 6. Monat der ganze Körper, mit Ausnahme der Hand und Fussfläche, des rothen Lippenrandes, der Glans penis und clitoridis, sowie der Innenfläche des Praeputium, von dichten Wollhaaren (Lanugo) besetzt.“ Nun braucht man doch kein Anatom oder Physiolog zu sein, um einzusehen, dass eine solche Ausdehnung der Behaarung bei keinem Thiere vorkommt, und gemäss der Function mancher Organe gar nicht vorkommen kann.

Damit ist allen Thierähnlichkeiten des menschlichen Embryo, wie der Kiemenbildung, den Schwanzwirbeln u. s. w., ihre Beweiskraft entzogen. Fragt man aber nach einer Erklärung dieser Analogie auf teleologischem Standpunkte, so ist dieselbe nicht schwer; die Einheit des Bauplanes bei Menschen und Thieren ist eine klar daliegende Thatsache, die nicht bloss an den fertigen Organismen, sondern noch mehr in ihrer Entwicklung und in ihren Anfängen zu Tage treten muss. Wenn der menschliche Organismus sich sehr allmählig aus dem äusserlich bei allen Thieren gleichen Keim entwickeln soll, so ist zu erwarten, dass die Entwicklungsstadien zeitweilig dieselben sind, dass der menschliche Fötus in groben Umrissen die fertigen Formen niederer Organisationsstadien durchläuft. Mit mehr als sehr groben Umrissen haben wir es aber nicht zu thun. Selbst Häckel muss sein biogenetisches Grundgesetz, dass die Entwicklung des Individuums die des Stammes recapitulire, durch die Cänogenese oder „Fälschung der Phylogenese“ modificiren, und ganz begeisterte Anhänger Darwins, wie H. Spitzer, geben jenes Grundgesetz auf.

Dass aber einzelne „Haarmenschen“ abnorme Behaarung zeigen, braucht man nicht daraus zu erklären, dass „einmal ein Epigone seinen behaarten Ahnen nachschlägt“, wenn auch „die Zeiten, wo man dabei an ein Versehen der Mütter an Affen oder anderen behaarten Thieren oder an ein Vergehen derselben mit Bestien oder gar mit dem Teufel

dachte, glücklicherweise vorüber sind.“ Dass aus Missbildungen auf ein früheres Stadium der Menschenentwicklung nicht geschlossen werden kann, wurde schon bemerkt. Von der abnormen Behaarung insbesondere bemerkt J. Ranke<sup>1)</sup>: „Die von uns angeführten Fälle genügen, um zu beweisen, dass an Stellen, an welchen die Wachstumsenergie während des Fruchtlebens eine normal oder krankhaft gesteigerte gewesen ist, sowohl von vorneherein die Bekleidung mit Flaumhaaren eine stärkere wird, als auch im späteren Leben der Uebergang von Flaumhaaren in dickere und stärker gefärbte mit Regelmässigkeit eintritt. Damit sind diese so dunkel scheinenden Fälle von thierähnlicher Behaarung als angeborene Missbildungen, oder in anderen Fällen als Fortbildungen einer im Fruchtleben acquirirten anormalen Anlage erkannt und damit der Reihe der übrigen Missbildungen der Menschengestalt angeschlossen. Wir haben oben erwähnt, dass eine Anzahl ganz ähnlicher Missgestaltungen, wie wir sie als angeborene Missbildungen antreffen, sich auch erst im späteren Leben durch krankhafte Prozesse herausbilden können; wir erinnern z. B. an Klumpfuss, Plattfuss, Klumphand u. a. m. Ebenso kann auch die Ueberbehaarung als Folge einer erst im erwachsenen Leben eintretenden Hautreizung auftreten. . . . Die übermässige pelzartige Haarentwicklung, die eigentliche Ueberbehaarung mit vorwiegender Bethheiligung der Gesichtshaut, gibt sich auch dadurch als eine Störung, welche auf einer allgemeinen Basis beruht, zu erkennen, dass, wie es scheint, ausnahmslos gleichzeitig die Zahnentwicklung in höherem oder geringerem Grade beeinträchtigt ist. Wie die Ueberbehaarung im Gesichte selbst, fallen, worauf namentlich R. Virchow hingewiesen hat, die Störungen der Zahnentwicklung in das Gebiet des Trigemini, des dreigetheilten Nerven, welcher der Empfindungs- und Ernährungsnerv des Gesichtes wie der Zähne ist.“ Auf R. Virchow müssen wir überhaupt verweisen, um die Zuversicht etwas herabzustimmen, mit welcher die Abstammungslehre auch auf den Menschen ausgedehnt wird. Wenn ein Anthropolog von der Auctorität eines Virchow erklärt, die Stammbäume der Darwinistischen Heraldiker seien bis jetzt bloss speculative Arbeit,<sup>2)</sup> die von keiner einzigen Thatsache gefordert würden, so muss der lehrhafte Ton, in welchem von W. die Thierabstammung vorgetragen wird, gerechtes Erstaunen erwecken. Virchow fordert die Darwinisten auf, doch vorerst einmal aus einem Spälpilz einen Schimmelpilz zu züchten, eine Anforderung, die um so berechtigter erscheint, als die englischen Züchter behaupten, sie könnten jeden Schnabel, jede Feder einer Taube in wenigen Generationen auf Bestellung liefern; und dies Alles im Interesse des

1) Der Mensch I. S. 165.

2) Vergl. Tageblatt der Naturforscher-Vers. zu Wiesbaden 1887 Nr. 6.

Darwinismus, dem der Organismus unter der Hand des Züchters bildsam ist, wie weiches Wachs. Merkwürdige Inconsequenz! Nach W. ist die Umbildung der Hand in einen Fuss, die Umbildung des Skeletts und der Muskeln des Rumpfes die einfache Folge des aufrechten Ganges des Menschen. Nun, wenn ein dummer Affe eine solche That vollführen konnte, dass er sich auf seine Beine erhob und damit die ganze Organisation vervollkommnete, so mögen doch einmal die intelligenten und in Anatomie und Physiologie, wie in der Züchtung, so wohlgeschulten Darwinisten Etwas versuchen, was nur entfernt jener Affenthat gleichkommt. Man züchte dem menschlichen Organismus einmal Flügel oder doch leichtere Bewegungsorgane. Oder wenn man dies für zu schwer hält, — obgleich es nicht zu vergleichen ist mit dem, was die Affen fertig gebracht haben — so lasse man menschliche Individuen auf allen Vieren kriechen, und sehe zu, wie sich damit die Hände in Füße verwandeln und der ganze Rumpf thierähnlicher wird. Die fortgeschrittenen intelligenten Züchter unserer Zeit werden doch soviel an Rückschritt fertig bringen, als die Anthropoiden in der Vorzeit an Fortschritt geleistet haben. Wenn man aber fürchtet, es werde sich Niemand finden, der sich einer solchen Rückzüchtung unterwerfen wolle, so züchte man doch solche Organe weg, die als schädlich bezeichnet werden, wie z. B. den Wurmfortsatz des Blinddarms. Seine Längenschwankungen sollen auf eine grössere Ausdehnung des Darmes bei unseren thierischen Vorfahren hinweisen. „Was dem Processus vermiformis unter den andern rudimentären Organen eine Sonderstellung zuweist, ist der Umstand, dass er nicht nur physiologisch irrelevant, sondern dass er, wie zahlreiche durch Perityphlitis herbeigeführte Todesfälle beweisen, seinem Träger geradezu gefährlich werden kann. In dieser Beziehung ist man somit berechtigt, von einer Selection zu sprechen.“ Die dummen Thiere haben es fertig gebracht, den überflüssig gewordenen Schwanz wegzuzüchten, das zwecklos gewordene Stirnauge von Amphibien soll einfach durch den Nichtgebrauch zur Zirbeldrüse im Gehirn zurückgezüchtet worden sein: nun so mögen unsere so fortgeschrittenen Physiologen doch wenigstens einen so überflüssigen, ja schädlichen Darmfortsatz wegzüchten. Die Misserfolge gegenüber der seit Jahrtausenden beobachteten Constanz der Arten sucht man durch die Kürze der Zeit zu entschuldigen. Aber man behauptet ja andererseits, und zwar gerade, um damit den Darwinismus zu begründen, dass die Züchtung die erstaunlichsten Erfolge erziele.

W. spricht am Schlusse die Meinung aus, die ablehnende Haltung der Besonneneren gegen den Darwinismus rühre vom menschlichen Stolze her, welcher eine so niedrige Herkunft von sich abweisen wolle. Er aber betrachtet „jene uralten Ahnenbilder — denn das sind sie — mit Ehrfurcht als beredte Zeugen einer längst dahingeschwundenen Zeit.“ Diese Anklage bedarf einer Richtigstellung. Es ist nicht einzusehen, wie

der Mensch eine Abstammung von Thieren erniedrigender finden soll, als seine individuelle Entwicklung aus Formen, die noch unter den niedrigsten Organismen stehen, da sie nicht einmal für sich existenzfähig sind, wie diese. Wenn einmal vor Jahrtausenden unser Geschlecht Entwicklungsstadien durchgemacht hat, die ein Jeder von uns im fötalen Zustande in eigener Person durchmachen muss, so ist Letzteres, was doch Niemand leugnet, gewiss demüthigender, als Ersteres. Der eigentliche Grund, warum wir die Descendenztheorie zurückweisen müssen, ist, weil sie einen handgreiflichen Widerspruch enthält. Denn es ist widersinnig, dass sich aus anorganischen Stoffen ohne gesetzmässigen Plan durch Zufall auch nur ein lebendiges Wesen, etwa in Form einer Zelle bilde, dass dieses die Fähigkeit zufällig bekomme, sich durch Jahrmillionen fortzupflanzen, die Fähigkeit bekomme, zu variiren, die Variationen zu vererben u. s. w. Auf diese Weise müsste der Zufall im Stande sein, das gesammte organische Reich mit seiner unendlichen Fülle, Gesetzmässigkeit, seinem zweckmässigen complicirten Ineinandergreifen hervorzubringen. Wer ohne Vorurtheil auch nur das unscheinbarste Wesen oder das einfachste Organ des menschlichen Leibes betrachtet, der muss sich überzeugen, dass es nicht durch Zufall entstehen kann: und der ganze verwickelte menschliche Organismus mit dem unendlichen Reichthume seiner Geisteskräfte sammt der ganzen organischen Natur, die seine Vorbedingung bildet, soll ohne leitendes Gesetz durch unendlich viele Zufälle entstanden sein? Darin liegt der Kunstgriff des Darwinismus, dass er den unendlich grossen Zufall in unendlich viele kleine Zufälle zerlegt. Ist aber die Entstehung der gesammten organischen Natur durch einen einzigen glücklichen Zufall eine augenscheinliche Unmöglichkeit, dann ist auch die successive Entstehung mit unendlich vielen Absätzen ganz genau ebenso ein innerer Widerspruch. Und wenn es unmöglich ist, dass so viele Wesen zufällig eine so zweckmässige Organisation erlangen, dann ist es wieder genau so unmöglich, dass sich zufällig Kräfte bilden, wie Fortpflanzungsfähigkeit, Variabilität, Vererbbarkeit u. s. w., welche jene Organisation mit Nothwendigkeit herbeiführen. Wollten wir aber auch alle Entwicklungen, wie sie die Darwinisten verlangen, zugeben, gegen die Entwicklung eines unvernünftigen Wesens zu einem vernünftigen muss Jeder protestiren, der auch nur oberflächlich sich mit dem wesentlichen Unterschiede zwischen geistiger und sinnlicher Thätigkeit bekannt zu machen gesucht hat.

Fulda.

Dr. Gutberlet.

**Dejiny filosofie nejnovejsi** (Geschichte der neuesten Philosophie)  
 von Dr. Joseph Durdik. Prag 1887. Verlag von J. Otto.  
 2 Bände. gr. 8<sup>o</sup>. 425 S.

Das in böhmischer Sprache geschriebene Werk beginnt mit Kant und den Kantianern, behandelt dann die deutschen Idealisten Fichte, Schelling und Hegel sammt ihren Schulen und Schülern, hierauf Schopenhauer und den an ihn sich knüpfenden Pessimismus. Im zweiten Bande kommt der Realismus Herbarts zur Sprache, die neueste Philosophie der Franzosen und Engländer, der Materialismus, Psychologismus und Neukantianismus. Der Verfasser schliesst mit der Bemerkung, dass „seit der Encyclica des Papstes Leo XIII. ‚Aeterni patris‘ die Philosophie in ein neues Stadium ihrer Entwicklung getreten ist, und sich in dieser Richtung eine mächtige und voraussichtlich für die nächste Zukunft schon epochemachende Bewegung kundgibt.“

Die Hälfte des ersten Bandes widmet der Verfasser der Philosophie Kants, da die weiteren grossen Systeme (Fichte, Schelling, Hegel, Herbart, Schopenhauer) in Kant, wie im Keime, enthalten sind, insofern dieser Jenen trotz aller Verschiedenheit der Richtungen eine gemeinschaftliche Signatur gab. Die Besprechung des Systems von Hegel bildet die zweitgrösste Partie des Buches. Seine äusserst zahlreiche Schule, seine ungeheurere Einwirkung auf die europäische Litteratur, machte eine umfassende Erörterung geradezu zu einer Nothwendigkeit. Für manche Leser dürfte die Darstellung des Pessimismus, der bis in die neuesten Ausläufer verfolgt wird, als der interessanteste Theil des Buches gelten. Man könnte sich wundern, dass eine in theoretischer Hinsicht auf so schwachen Füßen stehende Weltanschauung, wie der Pessimismus ist, zur modernen, ja populären Philosophie unserer Zeit erwachsen konnte, wenn nicht der Verfasser trefflich nachgewiesen hätte, dass subjective psychische Gründe, persönliche Stimmungen und rein äusserliche Umstände seine Verbreitung gefördert haben.

Die Behandlung der einzelnen Systeme ist durch und durch pragmatisch gehalten. Ueberall werden die Beziehungspunkte der einzelnen Denker scharf und mit Nachdruck hervorgehoben. Man sieht, wie aus Kants Anschauung zuerst Fichte, dann der objective und absolute Idealismus förmlich herauswächst, wie sich aus ihr unter Einwirkung idealistischer Gedanken Schopenhauer, aus Schopenhauer und Hegel endlich Hartmann entwickelt u. s. w.

Unter vollkommener Beherrschung und Kenntniss des Stoffes ist es dem Verfasser gelungen, aus jedem Systeme nur das zu seiner Erfassung nothwendige Gerippe herauszuheben. Da er sich auf die Darstellung der Entwicklung des philosophischen Gedankens beschränkt, so sind die Details, die zwar für sich oft interessant wären,

aber doch das Verständniss der Hauptsache nicht sonderlich fördern würden, mit richtigem Takt weggelassen worden. Als Beleg hiefür führen wir nur das Capitel über die „transcendentale Logik“ aus der Kant'schen Vernunftkritik an. Aus diesem Grunde ist auch die philosophische Litteratur nur mit Mass citirt. Bezüglich der slavischen Litteratur verweist der Verfasser in der Vorrede auf das demnächst in dritter Auflage erscheinende Werk von Dr. Clemens Hankiewicz „Grundzüge der slavischen Philosophie“. Es muss endlich hervorgehoben werden, dass der philosophische Standpunkt Durdik's — er ist Herbartianer — nirgends dem Bestreben im Wege stand, die einzelnen Lehren mit echt philosophischer Objectivität zu behandeln, überall Wahrheit und Verdienst anzuerkennen. Namentlich gilt dieses Letztere bezüglich der Schriften von Kleutgen, Haffner, Hagemann, Pesch, Stöckl, Gutberlet u. A.

Σπ.

### **Schutz-Katechismus gegen die Irrthümer des modernen Heidenthums.** Von Dr. Wilhelm Wingerath. Donauwörth, Auer. 1888. VIII, 160 S.

Es würde wohl keine Veranlassung bestehen, auf vorliegende Schrift näher einzugehen, man könnte sie getrost dem Schicksal so vieler werthloser Presserzeugnisse überlassen, wenn nicht von gewisser Seite ganz phantastische Hoffnungen auf sie gesetzt würden. Zur Charakteristik genannter Schrift genügt es, einige Stellen hier anzuführen:

„Fr. Wenn ein Lehrer, welcher die Existenz des Geistes im menschlichen Körper leugnet, seine Schule voll Papageien hat, welche Alles nachsprechen, was er sagt, und voll von Affen, die Alles nachmachen, was er vormacht und wenn alsdann dieser Lehrer ein mathematisches oder geometrisches Problem an die Tafel schreibt, können diese Affen und Papageien diese Probleme nur durch Angucken dessen, was auf der Tafel geschrieben steht, lösen oder genügt es, die auf die Tafel geschriebenen Probleme nur anzugucken, um die Lösung derselben zu finden? Antw. Nein, sie müssen wissenschaftlich denken. „Was muss man nun thun, um zu denken? A. Man muss unterscheiden: zwischen dem gesuchten Unbekannten und dem gegebenen Bekannten; zwischen dem Abhängigen und dem Unabhängigen.“ — Ist hier das „Bekannte“ dem „Unabhängigen“ homogen? Und genügt es zu unterscheiden? Muss man nicht auch combiniren und schliessen? Gerade der Schluss besteht in der Combination von Vorstellungsreihen, und alle Unterscheidung dient zuletzt wieder der Synthese richtiger Begriffe. Wir fügen dies bei, weil die Pfade logischer Unterscheidung bis zum Ermüden breitgetreten werden und geben sogleich wieder Hrn. Wingerath das Wort: „Fr. Kann



eine Bildsäule von Marmor oder von Erz sterben wie ein Mensch oder ein Thier? A. Dies ist unmöglich! Fr. Warum ist dies unmöglich? etc.“ „Fr. Wie heisst der Zustand, in welchem sich der Geist eines Menschen befindet, wenn die materielle Welt in seinem Gehirn nicht mehr sich abspiegeln kann; wenn die Glocken läuten, die Menschen schreien, die Kanonen donnern, die Gewitter toben können, ohne dass er es hört; wenn die Sonne scheint, ohne dass er es sieht; wenn man seinen Körper schlagen kann, ohne dass er es fühlt und ohne dass er ein Glied bewegen kann? A. Dieser Zustand heisst: Scheintod.“ — Solche meistens überflüssige Ausführungen wiederholen sich noch oft. S. 49 wird das Causalitäts- und Identitätsprincip in einer Form bewiesen, die gar nie bestritten wurde. Man bestritt wohl z. B. die Möglichkeit eines Uebergangs einer Wirkung von einem Wesen aufs andere, darauf geht aber Wingerath nicht ein. Die Definition von „Nichts“ S. 53 zeichnet sich nicht durch Bündigkeit aus. Den Darwinismus kennt W. nur in Form der Urzeugungstheorie. Weil der Schlamm Leben nicht entwickeln kann, deshalb ist der Darwinismus so unmöglich, wie  $2 \times 2 = 5$ . Gott gab dem Menschen Freiheit, wie ein Freund einem anderen ein Rasirmesser leiht. „Gebraucht nun aber der Freund das Rasirmesser nicht, um sich zu rasiren, sondern gerade um sich die Beine abzuschneiden und die Augen auszustechen; so ist er selbst Schuld daran“ etc. Die Analogisirung der drei göttlichen Personen mit dem Vater, Lehrer, Gesetzgeber könnte man sich zur Noth gefallen lassen, wenn die Ausführungen nicht durch alles mögliche unwürdige Gethier, wie Katzen und Elephanten, verunreinigt würden. Den Begriff der Freiheit, welche darin besteht, „seiner Natur und Bestimmung im Handeln zu folgen“, umgibt W. mit einer solchen Unzahl unnützer Fragen, dass das Wesentliche und Nothwendige ganz erdrückt wird. — Hervorragende Gelehrte rühmen an dem Büchlein eine gewandte Dialektik, populäre Beweisführung und drastische Darstellung. In einigen Punkten mag das zugegeben werden, aber das Ganze verdient nicht das Lob zwingender Argumentation und systematischer Gedankenentwicklung. Der Popularität thut der vielfache Gebrauch von Fremdwörtern und die freilich nicht ganz zu umgehende philosophische Sprache Abbruch. Des Drastischen ist zu viel und die Exemplification zu roh, als dass sie den gewünschten Eindruck hervorbringen könnte. Der Gedanke katechismusartiger und populärer Darstellung der Apologetik ist überhaupt ein sehr glücklicher; Hammerstein in seinem „Edgar“ liefert ein Muster dieser Form. Im vorliegenden Fall aber ist das Problem nicht gelöst, das überhaupt eines der schwersten ist, nämlich populär und doch gründlich, anziehend und doch tiefgehend zu schreiben.

M a i h i n g e n .

Dr. G. Grupp.